



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hauck, P.: Richard Wagner und die Philosophie des deutschen Idealismus
(J. G. Fichte und Schiller)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Richard Wagner und die Philosophie des deutschen Idealismus (J. G. Fichte und Schiller)

Von Dr. P. Hauck in Essen a. d. R.



In dem Aufsatze „Richard Wagners Parsifal“ in Heft 18 d. J. dieser Zeitschrift habe ich den Versuch gemacht, an einem bestimmten Beispiel den Einfluß der Weltanschauung auf das künstlerische Schaffen des „Meisters“ darzulegen, dessen originale geistige Kraft sich auch dadurch bewährte, daß das Fremde in ihm eigenes, neues Leben weckte, das unabhängig von dem Boden, aus dem es entkeimte, weiterwuchs und schöne Früchte trug. Schon am Schlusse jener Ausführungen konnte ich darauf hinweisen, daß die Grundstimmung des ganzen Denkens Richard Wagners sich weit von Schopenhauer entfernte, und jedem, der seine Schriften liest, wird sofort klar, daß aller Pessimismus nur eine Durchgangsstufe ist, nur ein Mittel zur Herbeiführung eines idealen Endzustandes, die wesentliche Voraussetzung einer „Regeneration“. Der Parsifal ist kein pessimistisches Drama, er führt durch die Erkenntnis des Glends des gegenwärtigen Weltzustandes hindurch zu einer schönen, seligen Zukunft. Da läge es nun nahe sich daran zu erinnern, daß Wagner in der Schule Feuerbachs den Optimismus Hegels in sich aufgenommen, daß er von jeher „das Kunstwerk der Zukunft“ theoretisch gefordert und praktisch selbst zu leisten gesucht hatte; doch möchte ich gerade im folgenden zeigen, daß innerhalb der Grenzen Feuerbach—Schopenhauer die Überzeugungen Wagners sich nicht erschöpfend darstellen lassen, daß man vielmehr unbedingt auch auf J. G. Fichte und Schiller zurückgehen muß, um für wesentliche Bestandteile der Wagnerschen Weltanschauung verwandtschaftliche Ähnlichkeiten aufweisen zu können. Die Ausführung selbst muß zeigen, ob und wie weit wirklicher, geschichtlicher Einfluß oder gleiches Ergebnis infolge gleichen Zieles und gleicher Geistesart anzunehmen ist.

Die Richtung, in der sich die Untersuchung bewegen muß, ist leicht gefunden, wenn wir bedenken, was, nach unserer Auffassung des Parsifal, Wagner von Schopenhauer letzten Endes trennte. Es war offenbar die Annahme eines geschichtlichen Prozesses, einer Veränderung des gegenwärtigen Weltzustandes, eines Übergangs der Menschheit in einen besseren Zustand. Die Erlösungstat des Heilands ist eine historische, die rechte Erkenntnis dieser Tat, die Erlösung des Erlösers, setzt notwendig ein post hoc, eine spätere Zeit voraus, und zwischen beiden Taten liegt als notwendiges Zwischenglied die lange Zeit der Verlehnung

und des Mißverständnisses, die leidvolle, sündenvolle Gegenwart. Das alles steht in direktem Widerspruch zu Schopenhauers klaren Worten: „Denn wir sind der Meinung, daß jeder noch himmelweit von einer philosophischen Erkenntnis der Welt entfernt ist, der vermeint, das Wesen derselben irgendwie, und sei es noch so fein bemäntelt, historisch fassen zu können: welches aber der Fall ist, sobald in seiner Ansicht des Wesens an sich der Welt irgend ein Werden — irgend ein Früher oder Später die mindeste Bedeutung hat — und das philosophierende Individuum wohl noch gar seine eigene Stelle auf diesem Wege erkennt.“ „Denn alle solche historische Philosophie, sie mag auch noch so vornehm tun, nimmt, als wäre Kant nie dagewesen, die Zeit für eine Bestimmung der Dinge an sich, und bleibt daher bei dem stehen, was Kant die Erscheinung — Platon das werdende, nie Seiende — nennt, oder endlich, was bei den Indern das Gewebe der Maja heißt.“ (Welt als Wille und Vorstellung. 3 I. 4. § 53). Wagners ganzes Wesen mußte sich gegen diese Mißachtung der Geschichte auflehnen. Er war kein abstrakter Denker, dem die theoretische Konstruktion, das verstandesmäßige Begreifen der Welt ein Höchstes bedeuten konnte, das restlose Verstehen des gesunden Menschenverstandes der Aufklärung war ihm durchaus zuwider; und wer sieht nicht, daß die Schopenhauerische Auffassung der Geschichte ein Erbstück der rationalistischen Aufklärungszeit ist? Als schaffender Künstler will Wagner „wirken“ in der Zeit, will Erfolge in der Gegenwart und für die Zukunft, lebt der Überzeugung, daß sein „Werk“ etwas bedeutet in dem Kausalzusammenhang, in den es hineingearbeitet wird, besonders aber in dem theologischen Gefüge der Kulturentwicklung. In demselben Geist hat Schiller seiner Kunst eine welthistorische Rolle zugewiesen, hat Fichte seinen Gedanken die Kraft zugetraut, das deutsche Volk aus dem Elend des gegenwärtigen Zeitalters in eine neue Epoche hinüberzuführen. Solche praktischen, in der Zeit schöpferischen Geister stehen im scharfen Gegensatz zu den theoretischen, denen es nur auf individuelle Ausbildung, auf eigenes Erkennen ankommt, ohne den Trieb, auch außer sich zu wirken; neben Fichte, Schiller und Wagner denke man etwa an Goethe, Kant und Mozart, oder auch an Nietzsche. Wagner ganz besonders hat sein Leben lang „gekämpft“ für seine Kunst, durch seine Kunst für die Erziehung des Menschengeschlechtes und durch diese wieder für das völlige Verständnis seiner Werke; letzten Endes aber, so sagt er selbst in „Religion und Kunst“ „für die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt“. So ist es ganz natürlich, daß er immer wieder zurückkommt auf die Verständnislosigkeit der gegenwärtigen Welt für seine Kunst und auf die Gründe dieser Tatsache. Aus diesen Äußerungen lassen sich leicht die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ zusammenstellen. Diese Grundzüge stimmen nun durchgehend mit dem überein, was F. G. Fichte als die charakteristischen Merkmale der gegenwärtigen Geschichtsperiode aufgestellt hat in seinen Vorlesungen: „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, gehalten in Berlin 1804—1805. So ergeben sich denn für unsere Untersuchung von selbst folgende Abschnitte:

1. Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.
2. Wesen und weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes.
3. Über Geist und Buchstabe in der Kunst.
4. Die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes.

Überall wird sich wiederum der Hinweis auf das Eigenartige und Selbständige der Wagnerschen Auffassungen an den Nachweis der geschichtlichen Einflüsse schließen müssen.

1. Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.

Im Anschluß an Kants transzendentalethische Grundlegung der Geschichtsphilosophie in den Abhandlungen: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (1784) und „Mutmaßlicher Anfang der Weltgeschichte“ (1786) hat Fichte fünf Stufen der Entwicklung des Menschengeschlechtes aufgestellt. Die Gegenwart, im Jahre 1804, befand sich auf der dritten Stufe, „dem Stand der vollendeten Sündhaftigkeit“. In der fünften Vorlesung wird diese Epoche geschildert: „Als erklärter Gegner alles blinden Vernunftinstinctes und aller Autorität stellte dieses dritte Zeitalter die Maxime auf: schlechthin nichts gelten zu lassen, als das, was es begreife — es versteht sich unmittelbar, mit dem schon vorhandenen und ohne alle seine Mühe und Arbeit ihm angeerbten gefunden Menschenverstande.“ So wird „die Vernunft aufgehoben und ausgetilgt“, und es „bleibt nichts übrig, als das bloße individuelle, persönliche Leben“ — „nichts, denn der bloße, reine und nackte Egoismus“. „Die Mittel für die Erhaltung und das Wohlsein des persönlichen Lebens können allein durch die Erfahrung gefunden werden“ — „und daher kommt die Lobpreisung der Erfahrung für die einzige Quelle des Wissens, als ein charakteristischer Grundzug eines solchen Zeitalters“. „Die bleibende Grundeigenschaft und der Charakter eines solchen Zeitalters ist der, daß jedes echte Produkt desselben alles, was es denkt und tut, nur für sich und seinen eigenen Nutzen tue.“ Ein solches „ideenloses“ Zeitalter ist schwach und kraftlos. Nichts erfährt es ganz und aus der Tiefe. In den Wissenschaften ist es oberflächlich und zerfahren. „Ein Meisterfund für die Darstellung eines solchen Zeitalters wäre es, wenn es darauf geriete, die Wissenschaften nach der Folge der Buchstaben im Alphabet vorzutragen.“ Ein wesentlicher Grundsatz dieses Zeitalters ist es, daß man dem Leser nichts zu denken gebe, noch desselben eigene Tätigkeit auf irgendeine Weise aufrege. Bestimmte Endurteile wird dies Zeitalter nicht fällen, dagegen tritt mit der größten Arroganz die persönliche, subjektive Meinung auf. Daher der große Wert der Publizität, des Journalismus und des Rezensententums. „Das Druckenlassen schon an und für sich selbst ist ein Verdienst.“ Daraus entstehen die Gelehrtenzeitungen, in denen die Schriftsteller „über das Denken der ersten wiederum denken, und ihr Urteil abgeben; die Hauptmaxime aber bei diesem Geschäft wird diese werden, daß man an allem etwas auszusetzen finde, und jedes Ding besser wisse, als der erste Autor.“ So „werden die Bücher lediglich

gedruckt, damit sie rezensiert werden können“. Demgegenüber steht die Lesewut, „der reine Leser“, der nur zum Vergnügen liest, keineswegs um sich zu unterrichten, höchstens, um kennen zu lernen, was eben Mode ist. Dazu braucht man nicht immer die Bücher selbst zu lesen; das Rezensierwesen hat den Vorteil, „daß derjenige, der nicht besondere Lust oder außerordentlich viel übrige Zeit hat, gar kein Buch weiter zu lesen braucht, sondern, daß er durch die bloße Lektüre der Gelehrtenzeitungen die gesamte Literatur des Zeitalters in seine Gewalt bekommt“. Daß auch auf religiösem Gebiet dies Zeitalter sich als unfähig erweisen wird, ist sonach klar. Es verwirrt das Unbegreifliche, also fehlt ihm auch jeder „deutliche Gedanke einer über sinnlichen Welt“; über Religion kennt es nur „leeres und unerquickliches freigeisterisches Geschwätz“. Es ist nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß diese Charakteristik eine einheitliche, klare Darstellung des typischen Aufklärungszeitalters ist. Zum Schluß gibt sich Fichte selbst als Reformator des Menschengeschlechts, als ein „Werkzeug zur Lösung der von ihm selbst gestellten Aufgabe berufen“ (R. Fischer: Fichte, Seite 595).

Diese kurze Zusammenstellung wird genügen, um die Verwandtschaft der Gedanken und Denkweisen hervortreten zu lassen. Auch Wagner sieht einen Grundzug des Zeitalters in einem Mangel an Autorität; auch er sieht ein, daß nichts mehr aus dem Ganzen heraus nach Notwendigkeit, nach Bedürfnis der Sache, geschieht. „Unser öffentlicher Geist ist in einem herzlosen Erwägen von Für und Wider befangen; es fehlt uns an dem inneren Müssen“ (Volksausgabe X. 127). Schuld daran ist „die aus freien Willenswahlen hervorgegangene Volksvertretung“. Dieser freie, rein individuell gerichtete Wille „wird das ihm gut dünkende zustande bringen, so gut wie er vor wenigen Jahren das ihm damals vorteilhaft erscheinende Entgegengesetzte verfügte“. Es wird also nicht nach dem Wesen geurteilt, sondern mit Hilfe der wechselnden Erfahrung nach dem augenblicklichen Nützlichkeitswert. Wagner spricht (X. 81) von dem „Nützlichkeitskreislauf“, der unsere öffentlichen Einrichtungen (Universitäten) beherrscht. Dieser ideenlose, rein individuelle Utilitarismus findet sich überall. In der Kunst bewirkt er die berechnende Rücksichtnahme auf das Publikum, also auf den Erfolg, den klingenden Erfolg. Demgegenüber betont Wagner (X. 63), „daß unmöglich etwas wirklich gut sein kann, wenn es von vornherein für eine Darbietung an das Publikum berechnet und diese beabsichtigte Darstellung bei Entwerfung und Ausführung eines Kunstwerkes dem Autor als maßgebend vorschwebt“. So gedeiht naturgemäß das Schwache und Kraftlose, das „Mittelmäßige“ (ebenda Seite 64 und 65), dessen Charakter ganz wie bei Fichte darin liegt, daß es „uns nicht etwas unbekannt Neues, das Bekannte aber in gefälliger und schmeichelnder Form bringt“. Zur Erreichung dieses Mittelmäßigen bedarf es nur des Talentes, nur der „Virtuosität“, besonders beim Musiker. Auf dem Gebiete der Sprache und der Literatur besitzen diese Virtuosität in hohem Maße die Franzosen. „Diese besitzen das Werkzeug zu ihrer Ausübung namentlich in einer, wie es scheint, eigens dafür ausgebildeten Sprache, in welcher geistvoll,

wigig, und unter allen Umständen zierlich und klar sich auszudrücken als höchstes Gesetz gilt“ (X. 65). Dadurch erschwert sich der französische Schriftsteller „wahre Neuheit seiner Gedanken, also etwa das Erkennen des Ziels, welches andere noch nicht sehen“. Diese Schriften sind leer und langweilig im Sinne Fichtes (Grundz. d. g. B., V. Vorlesung), auch des echten Wizes werden sie entbehren, denn sie sind ideenlos, und „auch des echten Wizes ist nur derjenige fähig, welcher der Ideen fähig ist“ (ebenda). Das Endziel der Virtuosität ist die Gefallsucht, der Utilitarismus. Dieser verdirbt auch das Moralische. „Das Gute in der Kunst“ — „ist ganz gleich dem moralisch Guten, da auch dieses keiner Absicht, keinem Anliegen entspringen kann. Hiergegen möchte nun das Schlechte eben darin bestehen, daß die Absicht, durchaus nur zu gefallen, sowohl das Gebilde als dessen Ausführung hervorruft und bestimmt“ (X. 75). Gegen die vermeintliche, viel gerühmte Wissenschaftlichkeit des dritten Zeitalters hat Fichte sich ausführlich geäußert. Ganz in seinem Sinne weist auch Wagner auf eine Überschätzung der Wissenschaft hin, auf das zusammenhanglose, ziellose, Erkennen bloß, damit man erkenne. Dabei ist man stolz auf „die reine Wissenschaft und ihren ewigen Fortschritt“. Dieser fortschrittsgläubige Optimismus, stolz in dem Gefühl, es so herrlich weit gebracht zu haben, ist ja auch eine typische Eigenschaft der Aufklärungszeit. Das Behiel dieser Erkenntnis ist natürlich, von Wagner wie von Fichte getadelt, die bloße Erfahrung. Er spricht (VIII. 45) von „der Pflege der geistlosesten Resultate einer dünnelhaft seichten Naturwissenschaft“. „Der Beurteiler aller menschlichen und göttlichen Dinge — bedient sich dagegen der archivarischen Künste nur unter Leitung der Chemie, oder der Physik im allgemeinen. Hier wird zunächst jede Annahme einer Nötigung zu einer metaphysischen Erklärungsweise für die der rein physikalischen Erkenntnis etwa unverstänlich bleibenden Erscheinungen des gesamten Weltenseins durchaus, und zwar mit recht derbem Hohne, verworfen (X. 83). Er klagt, „daß der Begriff des Spontanen, der Spontanität überhaupt, mit einem sonderbar überstürzenden Eifer und mindestens etwas zu früh, aus dem neuen Welterkennungssystem hinausgeworfen worden ist“. Man erinnere sich hierbei, daß in keinem System der Begriff der Spontanität eine solche zentrale Rolle spielt als in der Fichteschen Wissenschaftslehre. Aus diesem ganzen Betriebe der Wissenschaften, aus ihrem Geiste, folgt dann für Wagner genau wie für Fichte das Überhandnehmen der Kritik. Es scheint nämlich, daß Philologen wie Philosophen den Experimenten der Physik „die tiefe Berechtigung zu einer ganz besonderen Skepsis entnehmen. — Je unbeachteter die hier bezeichneten Saturnalien der Wissenschaft vor sich gehen, desto kühner und unbarmherziger werden dabei die edelsten Opfer abgeschlachtet und auf dem Altar der Skepsis dargebracht.“ Da man selbst Neues aufzufinden nicht imstande ist, „hilft man sich, um das nötige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtenteils unverstandener der jetzt Verhöhnte war“ (X. 82/83). Und ganz wie Fichte

spricht sich auch Wagner voller Bitternis aus darüber, daß das Publikum gar nicht mehr die Autoren selbst liest, daß an das Publikum gar nicht heranzukommen ist. „Da werden zehn Auflagen einer Schandschrift über denjenigen verschlungen, dessen eigene Schrift man gar nicht erst zur Hand nimmt.“ Die Macht des Journalismus ist zu Wagners Zeit nur noch viel drückender als zu Beginn des Jahrhunderts (X. 68). Es würde zu weit führen, die zahlreichen Äußerungen Wagners über den verhängnisvollen Einfluß der Presse, der Pressefreiheit auch nur andeuten zu wollen. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß er sogar eine Rückwirkung des Journalismus auf die Kunst, speziell das Theater, bemerkt. Von den Literaturdramatikern „ward die journalistische Parangue für politische Tagesinteressen und sogenannte Zeitendenzen aus dem Zeitungsartikel auf das Theater gebracht, aus dem Munde des beliebten Schauspielers das politische Schlagwort des Kammerredners dem Publikum zum unfehlbaren Applaus zugeworfen“. Daß in diese ganze Weltlage hinein das Große, das Echte, das tief Geheimnisvolle und unfassbar Innerliche nicht gehört, ist wohl nach alledem klar. „Hiergegen ist unsere Welt aber religionslos. Wie sollte ein Höchstes in uns leben, wenn wir das Große nicht mehr zu ehren, ja nur zu erkennen fähig sind? Vielmehr sollten wir es erkennen, so sind wir durch unsere barbarische Zivilisation angeleitet, es zu hassen und zu verfolgen, etwa weil es dem allgemeinen Fortschritt entgegensteht. Was nun gar soll diese Welt aber mit dem Höchsten zu schaffen haben?“

Die typischen Repräsentanten dieses Zeitalters sind für Wagner die Juden. Die Schrift „Das Judentum in der Musik“ ist eine beißende Charakteristik der ganzen unproduktiven, stabilen, unechten, ideenlosen Gegenwart. Daß dabei nicht nur äußerlich an Angehörige der semitischen Rasse gedacht wird, daß es vielmehr auch jüdische Rassedeutsche gibt, ist auch für Wagner klar; wie hätten denn die Juden den ihnen von Wagner zugeschriebenen Einfluß erlangen können, wenn nicht die ganze Zeit „jüdisch“ gewesen wäre? Wir werden unten sehen, daß auch für diese Fassung der Wagnerschen Polemik Fichte den Anstoß gegeben haben mag.

Dies muß genügen, die Identität der Auffassung Wagners und Fichtes vom Geiste ihrer Zeit zu beweisen. Bei der großen Zahl der polemischen Schriften des ersteren hätten die Ausführungen noch viel weiter ausgedehnt werden können; doch kann es hier nicht darauf ankommen, ein System seiner Gedanken zu entwerfen. Nur ziemlich willkürlich gesammelte Einzelheiten habe ich zusammengetragen; aus ihnen allen aber ergab sich deutlich, daß die negative Seite der Weltanschauung Richard Wagners mit dem, was auch Fichte mit aller Kraft seiner Persönlichkeit ablehnt, durchaus übereinstimmt. Beide sind geschworene Feinde der Aufklärung im weitesten Sinne des Wortes, wie sie das achtzehnte Jahrhundert zur Blüte gebracht hat, und die im neunzehnten Jahrhundert noch immer die weitesten Kreise Deutschlands, ja der ganzen Welt beherrschte. Doch nicht nur in der Ablehnung sind sie einig.

2. Wesen und weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes

Innerhalb des Lehrgebäudes der Fichteschen Philosophie folgen auf „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ die „Reden an die deutsche Nation“ (1808). Im Unglück reifen Menschen schnell und Zeiten. Rasch ist über das deutsche Volk das Verhängnis hereingebrochen, rasch auch hat das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit sein Ende erreicht; denn mit der Erkenntnis des Fehlers beginnt die Besserung. In den „Reden“ schärft Fichte seiner Zeit das Gewissen und zeigt ihr die Möglichkeit und das Mittel zur Rettung aus Not und Schmach. Im deutschen Volke fand er die schlummernde Kraft, die der Menschheit aufzuhelfen vermöchte. Unter allen Nationen der Gegenwart ist nur die deutsche echt und ursprünglich; nur sie hat sich auch eine echte Armutersprache bewahrt. Alle anderen Völker haben ihre Sprachen entlehnt und damit auch die Fähigkeit verloren, echten Geist wirksam werden zu lassen. Ursprüngliches Leben wohnt nur noch im deutschen Volke, nur dieses hat es vermocht, das Erbe der Griechen lebendig zu erhalten und schöpferisch weiterzubilden, nur dieses hat auch in der Neuzeit noch wirklich schöpferische Persönlichkeiten hervorgebracht. Geht sonach das deutsche Volk zugrunde, so ist jede lebenweckende Kraft erloschen. Fichte schließt seine Reden mit den Worten: „Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“ Also im Sinne der „Vorsehung und des göttlichen Weltplans bei Erschaffung eines Menschengeschlechtes“ hat das deutsche Volk eine moralische Aufgabe, an ihm hängt geradezu die Wirklichkeit einer moralischen Weltordnung. Zum Beweise, daß Fichte kein Chauvinist im Sinne der Gegenwart ist, sondern daß „deutsch“ ihm ein sittlicher, teleologischer Begriff, kein empirisch anthropologisches Merkmal ist, möge die eine Stelle dienen: „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechtes, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt (siehe oben Wagners Bemerkung gegen Ablehnung der Metaphysik durch die Naturwissenschaften), dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne“ (Rede VII Schluß).

Diese Ideen sind Fichtes eigenstes Eigentum, sie entspringen bei ihm aus dem tiefsten Grunde seines Systems und seines Charakters, und doch stimmt Wagner aufs innigste gerade hierin mit ihm überein. Besonders in den drei Schriften „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, „Was ist deutsch?“ und „Wollen wir hoffen?“ entwickelt er Gedankengänge, die manchmal fast bis zu wörtlicher Übereinstimmung sich den Ausführungen der Fichteschen „Reden“ nähern. Auch Wagner geht davon aus, daß man mit dem Namen „Deutsche“ die Stämme bezeichnet habe, die im Gegensatz zu Goten, Vandalen, Longobarden,

Franken, in den Urstüben verblieben seien, als „Heimische“ wahrten sie das von ihren Vätern Ererbte, insbesondere rein und unverfälscht ihre Urmuttersprache. „Deutsche Völker heißen diejenigen germanischen Stämme, welche auf heimischem Boden ihre Sprache und Sitten sich bewahrten“ (X. 44). So ist das deutsche Volk auch das einzige, welches noch sprachschöpferisch zu wirken vermag. Das hat Wagner schon 1850 den Juden gegenüber ausgeführt; seine Ansicht stimmt aber derart mit den Äußerungen Fichtes über „echte“ Sprache überein, daß ich sie anführen zu müssen glaube: „Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, aber er spricht sie immer als Ausländer.“ „Eine Sprache, ihr Ausdruck und ihre Fortbildung, ist nicht das Werk einzelner, sondern einer geschichtlichen Gemeinsamkeit: nur wer unbewußt in dieser Gemeinsamkeit aufgewachsen ist, nimmt auch an ihren Schöpfungen teil.“ „In dieser Sprache, dieser Kunst, kann der Jude nur nachsprechen, nachkünsteln, nicht wirklich redend dichten oder Kunstwerke schaffen.“ Die Sprache also hat auch für den Geist höchsten Wert (siehe auch X. 129). Mit seiner originellen Sprache hat sich der Deutsche auch originellen, ursprünglichen Geist bewahrt. Nicht leicht und virtuos handhabt er das Wort, denn es ist ihm nicht Sache für sich, sondern identischer Ausdruck eines Wesens. „Denn dieses ist der Unterschied des deutschen Geistes von dem jedes anderen Kulturvolkes, daß die für ihn Zeugenden und in ihm Wirkenden zu allernächst noch etwas Unausgesprochenes erfahren, ehe sie daran gingen, überhaupt zu schreiben, welches für sie nur eine Nötigung infolge der vorangegangenen Eingebung war.“ „Daß wir unter solchen Nöten nur wirklich originale Geister unter uns als produktiv haben erstehen sehen, möge uns über uns selbst belehren, und jedenfalls zu der Erkenntnis bringen, daß es mit uns Deutschen eine besondere Bewandnis hat“ (X. 66/67). Das deutsche Volk ist sonach gewissermaßen das Genie unter den Völkern. Dieser geniale Geist schlummerte zu Zeiten, doch im achtzehnten Jahrhundert erwachte er zu herrlichem Leben (X. Seite 45 ff.). Er erwachte in dem „musikalischen Wundermanne Sebastian Bach“. Wenn wir an Bach begreifen, „was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilte, und wie er restlos sich neu gestaltete, während er gänzlich aus der Welt verschwunden schien,“ dann erklärt sich uns leicht „die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur“ (vgl. auch VIII 51).

Dieser originale, echte deutsche Geist kam nun nach Wagner wie nach Fichte zur Entfaltung eigentlich dadurch, daß er sich an früherer, echter Geistesart entzündete, frühere Geisteserschöpfung erst wirklich selbst begriff und zum Verständnis brachte. Wagner sagt ausdrücklich, „daß es dem deutschen Geiste bestimmt war, das Fremde, ursprünglich ihm Fernliegende, in höchster objektiver Reinheit der Anschauung zu erfassen und sich anzueignen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Antike nach ihrer jetzt allgemeinen Weltbedeutung unbekannt geblieben sein würde, wenn der deutsche Geist sie nicht erkannt und

erklärt hätte“ (X. S. 40). Dieselbe Rolle hat Fichte stets, besonders im Schluß seiner letzten „Rede“ den Deutschen zugewiesen. In demselben Aufsatz (Seite 48) hebt Wagner neben der Antike auch die Entdeckung Shakespeares hervor, „den sein eigenes Volk nicht verstand“. Natürlich ist dieser deutsche Geist nur echt, wenn er sich selbst treu bleibt. Daher hat das deutsche Volk „seine Wiedergeburt, die Entwicklung seiner höchsten Fähigkeiten, durch seinen konservativen Sinn, sein inniges Haften an sich, seiner Eigentümlichkeit erreicht“.

Das positive Wesen dieses deutschen Geistes nun läßt sich schon aus dem im ersten Abschnitt Gesagten erschließen; daraus ergibt sich dann auch von selbst wieder die Übereinstimmung mit Fichte. Dieser sagte in der zweiten Vorlesung der Grundzüge: „Es gibt nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen, und nur ein Laster, das — an sich selbst zu denken.“ Das war die strengste Ablehnung aller Selbstsucht, alles persönlichen Utilitarismus. Diese eine Tugend nun gerade ist nach Wagner das Wesen des deutschen Geistes, nämlich „sich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verstehen“ (X. 46). Bekannt ist ja sein Ausspruch (VIII 96/97): Deutsch ist: „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte.“ Ein Bekenntnis zu Kant, Fichte und Schiller ist es dann, wenn er fortfährt: „Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzip der Ästhetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist.“ Erst der deutsche Geist konnte der Welt verkünden, „daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt; und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist ‚deutsch‘, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.“ Hier ist offenbar ebensowenig wie bei Fichte in der oben zitierten Stelle das „Deutsche“ rassenmäßig anthropologisch, sondern rein ethisch gemeint. Schon in „Das Judentum in der Musik“ ist Wagner auf den Spuren Fichtes gewandelt, auch dort verstand er das Judentum nicht empirisch, nicht persönlich, sondern teleologisch. Wer die angeführten Eigenschaften besitzt, ist „Jude“ oder „Deutscher“. Ausdrücklich wird betont (V. Seite 84): „Wer diese Mühe scheut, wer sich von dieser Erforschung abwendet — den eben begreifen wir jetzt mit unter der Kategorie der ‚Judenschaft in der Musik‘.“ Es ist also keineswegs ein Widerspruch hierzu, wenn Wagner auch später mit Juden gute Freundschaft hielt und sich ihrer Anerkennung und ihrer Leistungen freute. Durch den Vergleich seiner Geistesrichtung mit der Fichtes wird erst der Sinn solcher Äußerungen ganz klar. War doch Wagner manchmal auf dem besten Wege, in derselben typisch-teleologischen Weise das Franzosentum dem Deutschtum entgegenzustellen. Ja in unserer eigenen Seele, in demselben Geiste, wohnt neben dem Deutschen das Undeutsche, also auch das Jüdische (X. 132).

Daß dann schließlich der deutsche Geist voll echter Religiosität ist, daß er es mit der Religion ernst nimmt wie mit der Metaphysik, das bedarf auch bei Wagner keiner besonderen Erwähnung. „Unter Religionsfreiheit versteht er nichts anderes, als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen.“

So erhebt denn Wagner die Frage: „Ist der Deutsche eine bereits zerbröckelte und seiner letzten Versehung entgegenstehende Völkererscheinung, oder lebt in ihm noch eine besondere, der Natur um ihrer Erlösung willen unendlich wichtige Anlage, — eine Anlage, die, vollkommen ausgebildet, einer weit ausgedehnten neuen Welt den Untergang der uns jetzt immer so überragenden alten Welt ersetzen könnte?“ Genau so hat Fichte seine Schlußrede formuliert, und Wagner selbst hat uns die Antwort auf seine Frage längst gegeben. Es hat eben mit dem deutschen Geist eine besondere Bewandnis. Aufgabe des deutschen Volkes ist es, „mit Hilfe aller uns verwandten germanischen Stämme die ganze Welt mit unseren eigentümlichen Kulturschöpfungen zu durchdringen.“ Auch bei Wagner ist das deutsche Volk das einzige, echte Kulturvolk, das Salz der Erde. So kann er denn fast wörtlich wie einst Fichte ausrufen: „Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände!“

In der ganzen Konstruktion des Begriffes und der Aufgabe des Deutschtums herrscht also eine so weitgehende Übereinstimmung zwischen Wagner und Fichte, daß der Hinweis auf die Verwandtschaft des Geistes und des Charakters zur Erklärung nicht mehr ganz ausreichen dürfte. Wir können es nach obigem wohl als erwiesen betrachten, daß die „Reden an die deutsche Nation“ und höchstwahrscheinlich auch „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ einen nachhaltigen, tiefen Einfluß auf die Gedanken Wagners und ihren Ausdruck ausgeübt haben. Daß dieser Aufnahme Fichtescher Anschauungen die persönlichen Bedürfnisse Wagners förderlich gewesen sind, daß Wagners Geist dem Fichteschen urverwandt gewesen ist, das haben wir ja schon oben betont. Auch ist es nicht mehr nötig auf die selbständige, freie Art hinzuweisen, mit der Wagner diesen Fichteschen Geist neu belebte. Die angeführten Schriften bleiben persönlichste, eigenste Bekenntnisse des für seine Kunst und sein deutsches Volk ringenden Genius.

Doch verfolgen wir die Gedanken der beiden Großen noch einen kleinen Schritt weiter.

3. Über Geist und Buchstabe in der Kunst

Wir haben schon vorhin gesehen, daß Wagner in der Schrift „Das Judentum in der Musik“ einen Gegensatz der künstlerischen Produktion, den Gegensatz von Talent und Genie, aufstellt. Dieser Gegensatz wird nun in einer Weise eingeführt, die lebhaft an Fichtes „Über Geist und Buchstabe in der Philosophie“ (1794) erinnert. Gleich Fichte geht auch Wagner von der Wirkung des Werkes aus. Von den Werken Mendelssohns sagt er, daß sie nur dann „fesseln“ könnten, „wenn nichts anderes unserer, mehr oder weniger

nur unterhaltungsfüchtigen Phantasie, als Vorführung, Reihung und Verschlingung der feinsten, glättesten und kunstfertigsten Figuren, wie im wechselnden Farben- und Formenreize des Kaleidoskopes, dargeboten wurde — nie aber da, wo diese Figuren die Gestalt tiefer und markiger menschlicher Herzensempfindungen anzunehmen bestimmt waren.“ Diese formvollendete, virtuose Kunst richtet sich also im letzten Grunde an den Verstand, nicht an unser Herz; sie ist kalt, gleichgültig, trivial, sobald man nach tieferem, seelischem Gehalte sucht (V. 79/80). Sie ist „unproduktiv“ und „stabil“, denn das Talent findet nie „das unerforschte Neue“, es ist oberflächlich und langweilig, leer und öde, geist- und empfindungslos träge. Arm ist diese Kunst, weil sie mit dem bloßen Verstande ausgeschöpft werden kann, sie ist unecht, geht auch nur auf den Augenblickserfolg aus, ist utilitaristische Kunst, undeutsche Kunst. So hatte auch Fichte die „geistlose“ Kunst charakterisiert, ihre Wirkung als langweilig, ermüdend, leblos, interesselos bezeichnet; und in den Reden an die deutsche Nation ist es ihm ein Zeichen der Undeutschheit, nur zu reproduzieren, wenn auch in glänzender Form; der Deutschheit Merkmal ist es dagegen, in die Menschheit hineinzuschaffen das Neue, das allein echtes Interesse weckt, wirklich und unbezwingbar fesselt. Der Beweis für die Echtheit der Kunst ist aber, bei Wagner und bei Fichte, ihre tiefe Wirkung. Unehnte Kunst vermag es nicht, „auch nur ein einziges Mal die tiefe, Herz und Seele ergreifende Wirkung auf uns hervorzubringen, welche wir von der Kunst erwarten, weil wir sie dessen fähig wissen, weil wir diese Wirkung zahllos oft empfunden haben, sobald ein Heros unserer Kunst, sozusagen, nur den Mund aufat, um so zu uns zu sprechen.“ Es spricht eben nur echter Geist zum Geist, nur am lebendigen Feuer kann sich die Glut echter Empfindung entzünden. Nur wo echter Geist, tiefe Leidenschaft, des Künstlers Seele ergreift, da ist auch Wirkung. Diese „innerliche Erregung, die wahre Leidenschaft, findet ihre eigentümliche Sprache in dem Augenblick, wo sie, nach Verständnis ringend, zur Mitteilung sich anläßt“ (V. 78). Und Fichte erklärt: „Diese innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Produkts, und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind nur der Körper oder der Buchstabe desselben.“ Also ohne Geist, ohne wahre Stimmung und Leidenschaft kein Kunstwerk, wenn die Gestalt, die Form, der Buchstabe, auch noch so virtuos und gefällig ist. Diese Fähigkeit nun, Geist zu haben und mitzuteilen, ist das Kennzeichen des Genies, dessen Wesen und Wirken unbegreiflich ist. „Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt und wecket der dunkelen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“ (Schiller: „Der Graf von Habsburg.“) Die Wirkung ist eben eine Tatsache, aus der wir auf Genie und Echtheit der Kunst schließen. Die ganze Methode der Betrachtung ist also bei Wagner dieselbe wie bei Fichte.

Das Genie ist wie sein Produkt unergründlich. Von Bach und seinem Werke sagt Wagner: „Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist

unmöglich ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und aller in sich fassenden Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen.“ Zum Wesen des Genies gehört selbstverständlich bei beiden Denkern, daß es sein Werk um des Wertes willen schafft, daß es „sich auf den weltlichen Vorteil nicht versteht“. Sein Interesse ist rein, für die Wahrheit wie für die Schönheit. Nicht um eines Zweckes willen schafft das Genie. Es ist seinem Wesen nach Tat und Trieb. Das Schaffen „ist ein dämonischer, in der tiefsten Nötigung zur Konzeption solcher Werke aber begründeter Schicksalszug, durch den das Werk von seinem Schöpfer der Welt gewissermaßen abgetreten werden muß.“ Ich brauche nur an Walthers Stolz und Hans Sachs zu erinnern. „Lenzesgebot, du süße Not, die legten es ihm in die Brust: nun sang er, wie er muß! Und wie er muß, so konnt' er's.“ Rechenschaft über die Mittel braucht das Genie sich nicht zu geben und vermag es auch nicht. Es schafft unbewußt, schafft wie die Natur, ohne Kenntnis eines Zweckes, doch zweckvoll und organisch. Nicht nach Regeln richtet sich der echte Künstler: die sind ja ein Fremdes. Nach Regeln läßt sich nur Virtuosität erzielen. Er stellt etwas ganz Neues auf, ein organisches Gesetz, das zum ersten und letzten Male nur für sein Werk gilt. Alles andere ist „Tabulatur“. Vom echten Genius sagt Hans Sachs in bezug auf die Regeln mit Recht: „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.“ So hat sich Wagner die bedeutendste Leistung des deutschen Idealismus, Kants tiefsten Gedanken, völlig kongenial zu eigen gemacht. Daß er dabei zugleich rein empirisch das Wesen seines eigenen Kunstschaffens aussprach — das ist einer der höchsten Beweise für die Echtheit, für die Deutschtum dieser Kunst. So mag unsere trockene, wissenschaftliche Untersuchung auch dem lebendigen Kunstverständnis und Kunstgenusse dienen.

Bei dieser ganzen positiven Ausführung der Lehre vom Genie wird Schopenhauer nur nebenbei erwähnt (X. 65). Sie ist auch völlig freigehalten von der pessimistischen Metaphysik. In dem im Eingang erwähnten Aufsatz über den Parzifal habe ich gezeigt, daß Wagner auch die Schopenhauersche Lehre vom Genie, die sich im Sinne der Romantiker nicht auf das Gebiet der Kunst beschränkt, sich zu eigen gemacht hatte und künstlerisch gestaltete. Wie die Ablehnung jeglicher Aufklärung, wie die Fassung des Begriffes „deutsch“, atmet die hier dargelegte Auffassung durchweg Fichteschen Geist. Es läßt sich sogar nicht verkennen, daß die abstrakten Gedanken Fichtes bei Wagner durch die Erfahrungen seines langen Künstlerlebens an Fleisch und Blut gewonnen haben; zu der Theorie ist fördernd und lockend die Anschauung getreten; Meyerbeer, Rossini, Mendelssohn, Bach, Beethoven stehen als Typen vor unseren Augen und verdeutlichen scharf des Meisters Gedanken. Diesem anschaulichen Denken des Künstlers entspringen dann auch Charakteristiken, wie die der Juden und Franzosen, obwohl die Gedanken, rein begrifflich gefaßt, ganz allgemeine Beziehung haben. Auch sonst erinnern Wagners Gedanken über das Judentum, über das Alte Testament, über Reformation usw. lebhaft an die Äußerungen Fichtes. Ein näherer Nachweis würde jedoch von unserem Thema abführen.

4. Die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts

Schon oben haben wir Schiller zur Erläuterung Wagnerscher Gedanken heranziehen können. Wenn dann Wagner über die Entstehung der Kunst sagt: „Offenbar entspringt jeder Kunsttrieb zu allererst aus dem Nachahmungstrieb, aus welchem sich dann der Nachbildungstrieb entwickelt,“ so werden wir sofort an das Erwachen des Kunsttriebes in dem „Wilden“ erinnert, wie es in den „Künstlern“ geschildert wird. Bei der großen Verehrung, die Wagner sein ganzes Leben Schiller zollte, ist es nicht verwunderlich, daß auch sonst noch manche Gedanken beider engste Verwandtschaft zeigen. Für heute will ich mich auf den einen Punkt beschränken, der gerade für Schillers Gedankenwelt der charakteristische ist, die Lehre von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts.

Auch Wagner stellt der Kunst eine wesentliche Erziehungsaufgabe. Sie hat vor der Wissenschaft auf jeden Fall das eine voraus, daß sie auch auf die breite Masse des Volkes zu wirken berufen ist, während die Pflege der Wissenschaft „kulturhistorisch nur einen Sinn hat, wenn sie eine bereits blühende schöne Volksbildung eben krönt; die Bildnerin des Volkes aber ist nur die Kunst“ (VIII. 58). Keine Kunstgattung aber vermag auf das Volk eine so entscheidende Wirkung auszuüben als das Theater. Dieses hat seinen erzieherischen Einfluß schon einmal glänzend bewährt, indem die Wiebergeburt des deutschen Geistes im achtzehnten Jahrhundert und im ersten Jahrzehnt des neunzehnten „den Lessing'schen Kämpfen und den Schiller'schen Siegen“ auf der Schaubühne zu verdanken ist (VIII. 42/43).

Betrachten wir nun den Weg, auf dem diese Tatsache der ästhetischen Erziehung sich vollzieht, so treffen wir zunächst wieder Wagner auf den Bahnen Schillers. Er stellt der Kunst eine vorbereitende Aufgabe. Wie nach Schiller Sittlichkeit und Wahrheit der Menschheit zuerst in Bildern und Symbolen der Kunst entgegentreten, um erst später in Gedanken und Tat zum bewußten, verstandenen Eigentum zu werden, so sagt Wagner von den Griechen: „Hochbegabten Stämmen, denen das Gute so schwer fiel, ward das Schöne so leicht.“ Der Mensch, besonders der griechische, brauchte die Kunst als Vermittlerin, weil ohne sie die Wahrheit ihm zu fürchtbar erschienen wäre. Diese Wahrheit ist nun für Wagner die Tatsache des ewigen Leidens der Menschheit, aus der sich auch die Sittlichkeit, das Mitleid als Forderung, ergibt: „In voller Bejahung des Willens zum Leben begriffen, wich der griechische Geist der Erkenntnis der schrecklichen Seite dieses Lebens zwar nicht aus, aber selbst diese Erkenntnis ward ihm nur zur Quelle künstlerischer Anschauung; er sah mit vollster Wahrhaftigkeit das Fürchtbare; diese Wahrhaftigkeit selbst ward ihm aber zum Triebe einer Darstellung, welche eben durch ihre Wahrhaftigkeit schön ward“ (X. 228). Gerade hier offenbart sich eine ganz eigenartige Seite des Wagnerschen Geistes. Wie es ihm stets ein Bedürfnis war, seine Musik, seine Auffassung vom Drama, anzuknüpfen an die großen Leistungen der Vergangenheit, an Bach, Beethoven, Gluck, Weber und Schiller, so wahrte er auch hier den

Helden der Dichtkunst, den Griechen wie Shakespeare, ihre volle Größe. Nicht maßt er sich an, das Große allein zu besitzen und entdeckt zu haben, sondern auch die Früheren haben wirkliche Dramen, voll echter Welttragik geschrieben, wenn auch nicht mit dem klaren Bewußtsein, der begrifflichen Einsicht, die ihm die Philosophie Schopenhauers geschenkt hat. Das ist echter historischer Sinn, der ihn von Schopenhauer und sogar von Fichte unterscheidet; das ist im Grunde Hegelscher Geist, der ihm zum mindesten durch Feuerbach vermittelt wurde.

In dem großen Kunstschaffen der Vergangenheit lag also die Wahrheit, lag die echte Sittlichkeit anschaulich vor. Doch leider war es ohne Einfluß vorübergegangen. Diese „Werke der Leidenden“ (X. 248) sind unverstanden geblieben, wie Kassandrarufe sind sie verhallt. Noch heute wird Raphaels „Sixtina“ bewundert, Beethovens Pastoral-symphonie gehört, und dem Publikum sagen sie nichts (X. 235). Die Erziehung durch die Kunst scheint zu versagen; denn die Menschheit ist entartet. Die Gründe dieser Entartung führt Wagner wiederholt aus, besonders in „Religion und Kunst“. An dieser Stelle interessieren sie uns nicht. Jedenfalls sind sie schuld daran, daß statt ästhetischer Erziehung eine Regeneration der ganzen menschlichen Gesellschaft notwendig geworden ist. Der wesentlichste Bestandteil dieser „Wiedergeburt“ ist die Erkenntnis, eine ganz bestimmte Erkenntnis vom Wesen der Welt, ist ferner eine sittliche Tat, die Umkehr des Willens. So führt Wagner aus: „In diesem Sinne und zur Anleitung für ein selbständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung, kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen“ (X. 257/58). Als Endergebnis dieser Erkenntnis erscheint dann sofort eine Einheit von wahr und gut, „die Anerkennung der moralischen Bedeutung der Welt (ebenda 260).

Doch auch die Kunst darf nicht fehlen bei der Vollendung der Regeneration. Es ist schon oft hervorgehoben worden, daß die Verneinung des Willens zum Leben bei Schopenhauer eine tatsächliche Aufhebung der empirischen Welt zur Folge haben mußte. Die Kunst vermag „den wahren wünschenswerten Zustand“ auch nur im Bilde anzudeuten, wirkliche Erlösung bringt sie nicht. Man hat nicht ganz mit Unrecht die Ideenlehre, die Lehre von der Kunst, als dem System widersprechend gefunden. Hier trennt sich Wagner von Schopenhauer. Er meint: „Was hier (bei Schopenhauer) als nur mit fast skeptischem Lächeln aussprechbar erscheinen durfte, könnte uns sehr wohl zu einem Ausgangspunkt innig ernster Folgerungen werden. Das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes dürfte durch seine entrückende Wirkung auf das Gemüt sehr deutlich uns das Urbild auffinden lassen, dessen „Jrgendwo“ notwendig nur sich in unserem Innern offenbaren mußte.“ So ist es also das geniale Kunstwerk, das uns die Rettung zeigt, das uns eine Gewißheit der Erlösung aus dem Leiden des Daseins, welche uns die Erkenntnis nur von ferne sehen

läßt, gibt. So hat sich Wagner wieder Schiller genähert. Auch bei ihm ist es die Kunst, die im Leben schon uns den Zustand der Ruhe genießen läßt, die uns eine Gewähr dafür ist, daß in uns ein Göttliches wohnt, das sich durchzusetzen vermag, das uns schließlich nach all dem Ringen und Kämpfen, wie den Weiden, emporführt zu den heiteren Regionen, wo ewige Harmonie alles Leid auflöst und verklärt. Diese historische, kulturgeschichtliche Aufgabe der Kunst hat Wagner Schopenhauer gegenüber wieder zur Geltung gebracht. Die Entwicklung der Menschheit, die Geschichte, ist ihm kein Wahn, sondern eine notwendige, bedeutungsvolle Stufenleiter, an deren Ende ein idealer, seliger Zustand zu erreichen ist. Unter dem Einfluß der Philosophie des deutschen Idealismus deutet also Wagner die Schopenhauersche Philosophie dahin um, oder bildet sie dahin weiter, daß der zeitlose, logisch-metaphysische Grundgedanke eine im wesentlichen bloß moralische Bedeutung erhält; die Umkehr des Willens ist ihm nicht so sehr metaphysische Tatsache als sittliche Forderung, als Pflicht zum Zwecke der Erlösung der Menschheit, zur Erhebung der Menschheit auf eine höhere Kulturstufe. Eine eigenartige, originelle Kombination von Schopenhauer und Fichte und ein Fortschritt über beide hinaus! In diesem „wiedergeborenen Leben“ wird dann auch die Kunst in ihrer wahren Bedeutung erkannt. Der dichtende Priester, „der vermittelnde Freund der Menschheit,“ wird uns auch in jenes Leben hinüberbegleiten (X. 247), die Werke der großen Dichter werden dann verstanden. „Zu uns werden alle diese dichterischen Weisen geredet haben, und zu uns werden sie von neuem sprechen“ (ebenda 248). In diesem besseren Zustand der Menschheit „werden Religion und Kunst nicht nur erhalten, sondern sollen sogar erst zur einzig richtigen Geltung gelangen“. So hat die Kunst überhaupt, so hat insbesondere des Meisters eigene Kunst eine hohe Aufgabe. Als Künstler fühlt sich Wagner, ganz wie Schiller, als Hohepriester im Dienst der Menschheit und ihrer Bestimmung auf dieser Erde. Gleich Fichte ist er ein Prediger, der die verirrtten Menschen zurückführen will zu dem göttlichen Gebote, das sie auf dieser Erde leiten soll, der ihnen ihr Wesen und damit ihre Aufgabe und ihren Zweck zum Bewußtsein bringen will. Und er vereinigt Schiller und Fichte in einer Person. Als schaffender Künstler erscheint er uns unserem Schiller verwandt, und als Schriftsteller erneuert er in seiner Weise Fichtes „Reden an die deutsche Nation“. Als einziger Richard Wagner schuf er Bayreuth, den Tempel, in dem sein hehres Wort am deutlichsten und reinsten erklingen sollte, der ihm ein Beweis sein sollte für die einzigartigen Anlagen (X. 127) und damit auch für die welthistorische Aufgabe des deutschen Volkes und seiner Kunst.

Möge in diesem Jahre, dem Jahre, in dem der Geist von 1813 uns neu erwacht, in dem wir auch Wagners hundertjährigen Geburtstag feiern, dies fühne stolze Streben rein erkannt, in größerem Maße als bisher verwirklicht werden! So feierten wir am schönsten den Genius.